

Volker Seitz

# Afrika wird armregiert

## oder Wie man Afrika wirklich helfen kann



Mit einem Vorwort  
von Asfa Wossen-Assefate



die Lösung, sondern das Problem.« Wir sollten auch auf Menschen wie den amerikanischen Schriftsteller Paul Theroux hören, der eine Weile in Malawi als Lehrer für das Peace Corps gearbeitet hat: »Es scheint Afrikas Los zu sein, als Bühne für hohle Phrasen und theatralische Gesten herhalten zu müssen. Immer mehr Geld in die alten Kanäle zu pumpen, ist nicht nur vergeblich, sondern unüberlegt und schädlich. Afrika ist ein wunderbarer Kontinent – viel schöner, friedlicher und regenerationsfähiger, als er allgemein dargestellt wird. Er wäre, auch wenn er gewiss nicht reich ist, sehr wohl in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Doch weil Afrika so anders zu sein scheint als der Rest der Welt, zieht es wie ein Magnet Mythomanen an – Menschen, die die Welt von ihrem persönlichen Wert überzeugen wollen. Afrika bietet denen eine Projektionsfläche, die sich selbst als Persönlichkeit neu erfinden wollen. Diese Spezies Mensch gibt es in den unterschiedlichsten Ausprägungen und in großer Zahl. Besonders weiße Prominente, die sich in Afrika großtun, lauern an allen Ecken und Enden.« Wir sollten bei der zukünftigen Programmplanung der deutschen Entwicklungshilfe noch größeren Wert als bisher darauf legen, dass wir unsere Hilfe mit nachvollziehbaren Zwischenschritten verknüpfen, die mit festen Zielvorgaben verbunden sind. Wenn die Zielvorgaben nicht erfüllt werden, muss das spürbare Konsequenzen haben, notfalls den Ausstieg. Wir sollten das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe ernst nehmen und vor allem Eigenverantwortung und Eigeninitiative stärken.

Als Grund für die Misere in Afrika wird fälschlich behauptet, dass es keinen fairen Zugang zu den Märkten der Industrieländer gibt. Everything but arms (»Alles – außer Waffen«) heißt aber ein Programm der EU, das im Jahr 2001 zur Unterstützung der am wenigsten entwickelten Länder (engl. Abkürzung: LDC) eingeführt wurde. Es garantiert diesen den zollfreien Zugang zu den EU-Märkten für alle Güter – außer Waffen. Die Welthandelsorganisation sieht eine Ausnahme vor, die eine einseitige Marktöffnung erlaubt. Danach dürfen sie alle Produkte außer Waffen zollfrei in die EU exportieren. Das Problem bleibt aber, dass diese Staaten gar keine wettbewerbsfähigen Produkte anbieten können. Aber ohne ein Mindestmaß an Veredelung der Rohstoffe und die Entwicklung eines produzierenden Gewerbes dürfte es in Afrika kaum eine industrielle Revolution nach dem Vorbild Asiens geben. Für die Veredelung der Bodenschätze fehlt ein Mittelbau aus Ingenieuren, technischen Mitarbeitern und ausgebildeten Facharbeitern in technischen Berufen. Das Ausbildungsangebot sollte besser auf bestehende und potenzielle Jobs im Rohstoffsektor ausgerichtet sein als bisher, um die Erträge aus natürlichen Ressourcen und dem Bergbau breiter auf die Bevölkerung zu verteilen. Afrika könnte China kopieren. Sinnvoll wären eine moderne Investitionsgesetzgebung und die Schaffung von Sonderwirtschaftszonen für ausländische Investoren. Der technische Fortschritt könnte wie in China dadurch erreicht werden, dass durch das Kopieren

reicherer Länder Entwicklungsschritte übersprungen werden können. Es gäbe angesichts der massenhaft verfügbaren billigen Arbeitskräfte Möglichkeiten, wenn sich ausländische Investoren und Afrikaner aus der Diaspora fänden.

Die wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Entwicklung und Zukunft eines Landes hängt in hohem Maße von der schulischen Grundbildung der dort lebenden Menschen ab. Lesen, schreiben und rechnen zu können ist die Voraussetzung dafür, die eigene Zukunft zu gestalten. Ohne Grundbildung sind die Menschen nicht in der Lage, ihre Lebensverhältnisse langfristig zu verbessern und sich für ihre Interessen einzusetzen. Wenn die meisten Erwachsenen eines Landes nicht einmal eine Grundschule besucht haben, wie z. B. im Niger, dann greift jede Entwicklungshilfe zu kurz. Am Anfang von Entwicklung und Armutsbekämpfung steht Grundbildung für alle. Mit 70 Millionen Euro im Jahr – die jetzt für einen Deutschen Freiwilligendienst eingesetzt werden – könnten wir in diesen Ländern 35 000 einheimische Lehrer finanzieren.

Doch sollten wir das nur tun, wenn wir auf der anderen Seite auch dafür sorgen, dass Eigenverantwortung eingefordert wird. In vielen Ländern Afrikas verkommen die Universitäten. Die Studierenden werden schon lange nicht mehr so gefördert, dass die Begabten zu der ihnen angemessenen Leistung finden können. Der Platz, den die Verantwortlichen dem Geist, dem Geistigen, dem Intellekt, der Gelehrsamkeit und der Forscherenergie zuweisen, ist unwürdig. Bildungsförderung ist aber die Voraussetzung für Entfaltung und Entwicklung und gleichzeitig eine Frage der Selbstachtung. Viele Afrikaner haben große Vermögen bei Banken der Industrieländer akkumuliert. Warum tun sie sich nicht in einer Stiftung zusammen, um Lehre und Forschung in ihren Heimatländern zu unterstützen, z. B. über die Malaria – ein vorwiegend afrikanisches Problem? Wohlhabende Afrikaner schicken ihre Kinder nach Frankreich, England oder in die USA zu Schule und Studium. Schulen und Universitäten in Afrika zu schaffen, die die Jugend mit Stolz besuchen kann, das wäre die eigentliche Aufgabe.

Wir sollten vor allem die Frauen fördern. Die Entwicklungschancen Afrikas sind zu einem guten Teil in den Entwicklungschancen der afrikanischen Frauen begründet. Was der Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus mit seiner Grameen Bank schon längst festgestellt hat, dass Frauen ein besonderes Geschick und Ehrgefühl bei Geschäften haben, gilt auch für Afrika. Frauen bearbeiten das Land, Frauen ernähren die Familien, Frauen machen Geschäfte. Einige starke Frauen in Togo, Ghana und Nigeria haben bereits vor Jahrzehnten begriffen, dass »Frauen, die nichts fordern, beim Wort genommen werden. Sie bekommen nichts« (Simone de Beauvoir). Durch exklusiven Stoffhandel sind sie wohlhabend geworden. Nach den Mercedes-Karossen werden sie »Nana-Benz« genannt. In Ghana wird niemand Präsident ohne das Wohlwollen der Marktfrauen. In Togo und Benin gehört ein großer Teil der Fischfangflotte den

Fischhändlerinnen des Landes.

Ein gutes Beispiel sind die Bamiléké-Unternehmerinnen in Kamerun. Die Bamiléké halten sich gewollt oder ungewollt von der politischen Macht fern. Ihr Machtinstrument sind wirtschaftliche Aktivitäten. Jeder Bamiléké muss einen Beruf ausüben, z. B. Bauer, Handwerker, Händler, Unternehmer sein. Sie sind führend im Transportwesen, im Handel, in der Industrie, in der Landwirtschaft ebenso wie im Dienstleistungsbereich. Nichts zu tun gilt als ein großer Makel. Durch hohen Arbeitseinsatz und Fleiß schaffen sie sich Kapital, das umgehend wieder investiert wird. Ein Bamiléké-Sprichwort lautet: »La vraie richesse est le fruit d'un effort personnel« (Wahrer Reichtum ist die Frucht eines persönlichen Einsatzes). Eine Bamiléké-Bäuerin, das habe ich vielfach erlebt, ist um vier Uhr auf dem Weg zu den Feldern. Der Arbeitstag ist intensiv und lang, sie hackt, pflanzt, jätet und erntet. Die Bamiléké-Frauen sind mindestens 16 Stunden an der Arbeit. Gehen sie nicht aufs Feld, verkaufen sie ihre Produkte auf dem Markt. Auf dem Markt heißen sie »bayam-sellam«. Dies ist ein Ausdruck aus dem Pidgin-English, der aus »I buy and sell« entstanden ist. Die Angebote dieses Kleinhandels decken fast im ganzen Land den täglichen Bedarf der Bevölkerung. Die Bamiléké-Frauen (sie stammen aus der Westprovinz) haben meine größte Hochachtung. Sie sind dynamisch und setzen sich im Wirtschaftsleben durch, sei es als Unternehmerinnen oder im Kleinhandel. Sie erwerben sich damit Anerkennung und Bedeutung und erklimmen, ohne den Neid ihrer Angehörigen zu erwecken, die soziale Leiter. Der Fleiß, gepaart mit Erfolg, gilt auch für Bamiléké, die einen modernen Lebensstil pflegen. Außerhalb ihrer Ethnie erwecken sie damit allerdings viel Missgunst.

Sie haben nur einen »großen Fehler«: Bis heute haben sie keine besondere Hilfe benötigt und lehnen Förderung von außen auch ab. Sie helfen sich selbst. Während in Kamerun allgemein der Abstand zwischen reicher Oberschicht und armer Unterschicht stetig wächst, basiert die Bamiléké-Philosophie auf der Grundlage, dass sich jeder durch Einsatz und Fleiß den Aufstieg in der Gesellschaftsstruktur schaffen kann und muss. Es ist kein Zufall, dass 70 Prozent der etwa 7000 kamerunischen Studenten in Deutschland Bamiléké sind. Ein anderes Bamiléké-Sprichwort lautet: »Man wäscht niemandem den Körper, der sich nicht selbst wäscht.« Keine Zuwendung von außen und keine Beratung durch Freunde erspart es einem, eine andere politische Elite heranzuziehen, moderne Institutionen aufzubauen und für die eigene Nation auch geistige Grundlagen zu schaffen. Das können die Länder Afrikas mit ihren unglaublich kreativen, gewitzten, überaus sprachbegabten und lebensbejahenden Bevölkerungen. Wir sollten ihnen diese Potenziale nicht durch falsch eingesetzte Gelder nehmen.

Unsere Hilfe für Afrika, organisiert von Staat zu Staat, geht immer von zwei Prämissen

aus: erstens, dass wir die Souveränität der armen Länder nicht untergraben dürfen, und zweitens, dass ihre Eliten selbst daran interessiert sind, das Leben ihrer Bürger zu verbessern. Das hat nicht funktioniert: Die Hilfe fließt in schlecht geführte Regierungsstrukturen, sie zementiert damit politische Verhältnisse, die nicht auf Wachstum und Zukunft, sondern allein auf Machterhalt und Selbstbereicherung der Potentaten ausgerichtet sind. In Ländern, in denen ich gearbeitet habe, zahlten die Geber nicht selten eine »Motivationsprämie«, damit die zuständigen Beamten ihre Arbeit machten. In allen mir bekannten Staaten gibt es ein fein ausbalanciertes System der gegenseitigen Vorteilsgewährung. Ich kenne furiose Bautätigkeiten von Ministern, Beamten, Offizieren, die sich etliche Prachtbauten vom Munde abgespart haben müssen. (Ein Minister verdient z. B. in Kamerun offiziell noch nicht einmal 1500 Euro.) Schockiert war ich, als ich erfuhr, dass ein von der GTZ (heute GIZ) angestellter Kameruner ein Monatsgehalt ohne die üblichen Extras von 6750,00 Euro erhielt. Wegen seiner kargen Einkünfte durfte dieser Mitarbeiter noch als Consultant auf eigene Rechnung tätig sein und wurde später aufgrund mangelnder Leistungen mit einer üppigen Abfindung entlassen. Immerhin haben die Einkünfte zu zwei Villen gereicht, die er für einige tausend Euro an Ausländer vermietet.

Das Gift der guten Gaben bewirkt das Gegenteil von Entwicklung, weil die Konditionierung der Hilfe (Pflicht zur Einhaltung von Vereinbarungen; vielleicht kann man es auch kürzer sagen: Vertragstreue) in keinem Land, in dem ich gearbeitet habe, konsequent umgesetzt wurde. Wir hoffen auch bei Regimen, die bereits seit zwei oder drei Jahrzehnten an der Macht sind, immer noch auf das Gute im Menschen. Politische Macht, der keine Kontrolle gegenübersteht, entartet immer: Weder wirtschaftliche noch soziale Entwicklung kann importiert werden. Wer dies trotzdem, nach über fünf Jahrzehnten Entwicklungshilfe, weiter vertritt, ist bestenfalls naiv.

Ein ehemaliger französischer Botschafter in Togo erzählte mir, dass zu der Zeit, als Geber die Hilfe für Togo eingestellt hatten, auch die Korruption erheblich zurückging. Grund: Es gab nichts Nennenswertes mehr zu verteilen und das Regime musste plötzlich darauf achten, dass die wenigen Mittel nicht im großen Stil veruntreut wurden. Seit 2014 macht der Kampf gegen Korruption in Togo Fortschritte. Die Behörden mit dem größten Unterschleif, Zoll und Steuern, wurden zusammengelegt und ein Ausländer als Direktor berufen. Der Ruander mit kanadischem Pass, Henry Gapéri, gilt als unbestechlich. Die Einnahmen des Staates haben sich seither stetig erhöht.

In der Debatte über Entwicklungshilfe (»Entwicklungszusammenarbeit« ist schönfärberisch, weil es keine Zusammenarbeit ist) für Afrika wird es Zeit für mehr Ehrlichkeit. Wir sind zu sehr beschäftigt mit unseren guten Absichten, und wir sind von der Idee erfüllt, dass sich die Welt nach unseren Denkmustern, nach unseren

Vorstellungen von Demokratie entwickeln wird. Ich hatte 17 Jahre einen Logenplatz, um die Widersprüche dieser Politik zu überblicken. Das routinemäßige Bekenntnis zum Rechtsstaat wird nicht eingehalten, wenn die Anpassung an die üblichen Normen vor einer demokratischen Fassade erfolgt, hinter der alte Seilschaften ihre Macht verteidigen und gesellschaftlichen Wandel verhindern. Wir müssen zwischen Reformrhetorik und Reformwirklichkeit unterscheiden. Moeletsi Mbeki, südafrikanischer Wissenschaftler, schrieb: »Im Westen haben nur wenige Politiker den systematischen Diebstahl des Reichtums eines ganzen Kontinents durch seine eigenen Politiker kritisch hinterfragt. Sie fürchten, sich Rassismus- oder Neokolonialismus-Vorwürfen gegenüberzusehen.«

Wie kein anderes Land belegt Tansania das Scheitern der Entwicklungshilfe. Das Land hat an Ressourcen alles, was man braucht, um glücklich zu sein, und nichts von dem, was normalerweise als Ausrede herhält, warum es doch nicht geklappt hat:

- kein Unabhängigkeitskrieg
- kein despotischer Alleinherrscher
- keine Militärdiktatur, kein Putsch
- kein Tribalismus, keine Stammeskonflikte
- keine religiösen Auseinandersetzungen
- kein Staat ohne Zugang zum Meer
- keine Dürre- oder Flutkatastrophen
- keine überbordende Kriminalität
- kein schädlicher Öl- oder Kupferreichtum, aber genügend vielfältige Rohstoffe.

Trotz dieser guten Ausgangslage und der Tatsache, dass Tansania seit der Unabhängigkeit der Liebling der Geber ist, bleibt es eines der zehnten ärmsten Länder der Welt.

Befreundete Afrikaner sagen mir: »Warum sollten die Herrscher nur einen Deut von ihrem Kurs abweichen, wenn sie das Geld, das sie brauchen, ja sowieso bekommen?« Auch wenn unsere Entwicklungspolitiker es nicht hören mögen: Wir können afrikanische Regierungen durch Bedingungen zur Erfüllung ihrer Pflicht zwingen. Die Ergebnisse müssten in kurzen Abständen mit entsprechenden Konsequenzen überprüft werden. Es gibt immer noch keine gemeinsame europäische Zusammenarbeit in der Entwicklungshilfe. Politische Statements von Deutschland ändern nichts, weil wir wegen unserer Inkonsequenz nicht ernst genommen werden. So zahlen wir nur und haben keinen Einfluss.

Es geht mir einzig und allein darum, wie wir unsere guten Absichten, an denen wir ja festhalten, effektiver umsetzen können. In jedem Fall, davon bin ich überzeugt, brauchen wir dafür eher weniger als mehr Geld.